Dialektforschung und moderne Geschichtsschreibung : Erfahrungen, Anregungen

Autor(en): **Mathieu, Jon**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **43 (1993)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-81095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dialektforschung und moderne Geschichtsschreibung. Erfahrungen, Anregungen*

Jon Mathieu

Résumé

La situation multilingue particulière de la Suisse a donné lieu très tôt à un fort développement de la recherche sur les dialectes. Les résultats de ces travaux n'ont pas suffisamment retenu l'attention des historiens. Ce n'est qu'avec les récentes avancées d'une historiographie soucieuse d'élargir ses problèmatiques que l'on exploite avec profit et d'une manière variée les matériaux dialectologiques. Cet article montre que l'on peut utiliser entre autres les dictionnaires et les atlas des parlers régionaux pour un questionnement systématique des réalités spatiales et sociales. Dans cette perspective et dans certains cas bien déterminés, les données rassemblées dans les instituts de langue offrent un accès fort économique à des sources historiques précieuses.

Die Gesellschafts- und Geschichtstheorie beschäftigt sich seit einiger Zeit aus verschiedenen Gründen wieder vermehrt mit kulturellen und symbolischen Phänomenen. Besonders eindringlich hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu in seinen Studien auf die Bedeutung der Symbolsysteme und der sozialen Klassifizierungsarbeit hingewiesen, die sich nicht zuletzt im Gewicht der Sprache und der Wörter zeigt. «Die Fähigkeit, etwas explizit, öffentlich zu machen, zu veröffentlichen, gegenständlich, sichtbar, in Worten fassbar, ja offiziell werden zu lassen, was bislang wegen fehlender objektiver oder kollektiver Existenz auf der Ebene individueller bzw. serieller Erfahrung verblieb» – schreibt er an einer Stelle – «stellt eine aussergewöhnliche gesellschaftliche Macht dar: die, eine

* Leicht gekürzte und veränderte Version eines Vortrags an der Universität Bern vom 6. Dezember 1991. Für kritische Bemerkungen zu einer ersten Fassung des Texts danke ich Dr. Rudolf Trüb.

Gruppe zu schaffen durch Schaffung des *common sense,* des ausdrücklichen Konsens der ganzen Gruppe. Tatsächlich vollzieht sich diese Kategorisierungs-, diese Explizierungs- und Klassifizierungsarbeit unausgesetzt, in jedem Augenblick der Alltagsexistenz, wann immer die sozialen Akteure untereinander um den Sinn der sozialen Welt, ihre Stellung in ihr und um ihre gesellschaftliche Identität ringen.»[1]

Zu diesem Ringen gehörte und gehört – gerade hierzulande – auch die Auseinandersetzung um die Mundart, was sich in einer frühen und starken Entwicklung der entsprechenden wissenschaftlichen Fachrichtung niedergeschlagen hat. Die folgenden Bemerkungen über Dialektforschung aus historischer Sicht befassen sich allerdings nicht mit Theorieproblemen im Bereich regionaler Identität, sondern ich möchte einige recht persönliche Erfahrungen und Anregungen methodischer Art weitergeben. Mein Interesse gilt den Umgangsformen, welche die Geschichtsschreibung mit den Dialektwörterbüchern und den Sprachatlanten der Schweiz pflegt und pflegen könnte. Wenn der Titel von *moderner* Geschichtsschreibung kündet, meint das vor allem den Umstand, dass sich der Blick des durchschnittlichen Historikers heute auf eine grosse Zahl von Themen richtet, die noch vor kurzem nicht auf seiner Traktandenliste standen. Um es mit Werner Conze zu sagen: die Sozialgeschichte (und nicht nur sie) befindet sich in einem Prozess ständiger Erweiterung. Ich verbinde mit «Modernität» nicht besonders viele Werturteile, beschäftige mich aber auch mit Problemen, die einem historischen Fachpublikum vor ein, zwei Generationen ziemlich entlegen vorgekommen wären.

Wer aus der Perspektive seiner Disziplin öffentlich über eine andere nachdenkt, muss sich rechtfertigen. Meine Motivation und Legitimation gründen nicht etwa auf einer vertieften Einarbeitung in linguistische Fragestellungen. Sie haben einen pragmatischen Hintergrund. Ich habe mich während Jahren mit der älteren Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Alpengebiet der Schweiz befasst. Dort kommt man nicht umhin, Texte in mehreren Sprachen und Dialekten zu lesen: deutsche, französische, italienische, surselvische, mittelbündnerische, engadinische. Schon die Verständnisschwierigkeiten zwingen einen immer wieder zum Griff nach dem Wörterbuch und man entdeckt, dass es in solchen Werken mehr zu finden gibt als nur Wörter. Man entdeckt mit der Zeit auch, dass in den dahinterstehenden Instituten Personen und Quellen aufzufinden sind, die uns einiges mitzuteilen haben.

1 Pierre Bourdieu: *Sozialer Raum und «Klassen». Leçon sur la leçon.* Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. M. 1985, S. 19.

1

Doch zunächst müssen wir die Wörterbücher und Sprachatlanten nennen, welche hier im Zentrum stehen[2]. Die Schweiz gilt als viersprachiges Land und besitzt vier Institutionen, die sich mit der lexikographischen Aufarbeitung des regional überlieferten Sprachbestandes abgeben:

- In Zürich ist das «Schweizerische Idiotikon» zu Hause, das sich heute lieber «Schweizerdeutsches Wörterbuch» nennt. Es hat 1881, vor mehr als hundert Jahren, mit der Publikation begonnen und kann nun auf eine stattliche Reihe von 14 Bänden zurückschauen. Bis zu den mit D und T anlautenden Wörtern ist das Material veröffentlicht. Dass die beiden Buchstaben entgegen der üblichen Alphabetisierung gemeinsam auftreten, verweist unter anderem auf die berühmte Anordnung nach Konsonantengerippen. Ich habe mehrmals erlebt, wie sogar Linguisten ziemlich ratlos im Idiotikon herumsuchten. Offenbar macht sich ein kleiner Umweg über das Schwäbische Wörterbuch mit seinen Hinweisen in solchen Fällen bezahlt, und neuerdings wird die Benutzung auch durch spezielle alphabetische Register erleichtert.
- In der welschen Schweiz begann man eine Generation später, im Jahr 1924, dafür unter moderneren Vorgaben, mit der Publikation des «Glossaire des patois de la Suisse romande». Das entsprechende Institut hat seinen Sitz in Neuenburg und ist mittlerweile bei Band 6 (bis und mit E) angelangt.
- Die nächsten waren die Bündnerromanen, welche 1939 die ersten Lieferungen des «Dicziunari Rumantsch Grischun» fertiggestellt hatten und heute den achten Band mit dem Buchstaben I vorweisen können. Sie sind die schnellsten, aber auch die kleinsten und diejenigen mit dem meisten Grund zur Eile. Der in Chur produzierte Dicziunari wurde auch schon als Grabstein des Rätoromanischen bezeichnet.
- Um die Equipe des «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» kennenzulernen, können wir schliesslich nach Lugano reisen. Das erste Faszikel datiert hier aus dem Jahr 1952 und steht inzwischen in einer Serie von drei Büchern, welche die Buchstaben A und B umfassen.

Es handelt sich also bei allen nationalen Dialektwörterbüchern um unvollendete Werke. Dies allein kann häufig ein Grund sein, sich mit den betreffenden Institutionen und Sprachforschern in Verbindung zu setzen. Andrerseits täuschen die genannten Buchstaben über den Umfang der bisherigen Arbeit. Vor der ersten Publikation galt es nämlich ausgedehnte

2 Einen nützlichen Überblick zur Geschichte und aktuellen Problematik vermittelt das Sammelwerk von Ottavio Lurati, Hans Stricker (Hg.): *Die schweizerischen Wörterbücher. Beiträge zu ihrer wissenschaftlichen und kulturellen Bedeutung,* Fribourg 1982.

Vorbereitungen zu treffen, die neben konzeptionellen Fragen vor allem schriftliche Sammlungen und Umfragen umfassten. Diese Vorarbeit wurde – das ist für Historiker in manchen Fällen nicht unwichtig – im späteren 19. und beginnenden 20. Jahrhundert geleistet.

Während sich das Wörterbuch mit den historischen wie gegenwärtigen, alphabetisch geordneten Ausdrücken befasst, geht der Sprachatlas von einer Anzahl Begriffen aus und hält die dafür lokal gebräuchlichen Bezeichnungen kartographisch fest. Mit Bezug auf Atlanten ist die Schweiz dreigeteilt:

– Den «Atlas linguistique de la France» aus den Jahren 1903 bis 1921 erwähne ich nur der Vollständigkeit halber, da er in der Romandie lediglich 26 Belegorte aufweist und ausserdem ganz linguistisch orientiert ist.
– Wichtiger für historische Zwecke ist bestimmt der «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz», der auch die Rätoromania umfasst. Die mündlichen Erhebungen erfolgten vornehmlich in den 1920er Jahren, bis 1940 hatte man das sprachliche Material publiziert. In zwei Ergänzungsbänden hielt Paul Scheuermeier, einer der Exploratoren, später noch die bäuerliche Sachkultur in Wort und Bild fest[3].
– Die deutsche Schweiz war diesmal eine Art Nachzüglerin. Erst in den 1940er und 50er Jahren wurden die Forscher ausgeschickt, um in einem dichten Ortsnetz und mit einem methodisch ausgefeilten Fragebogen Lokalausdrücke für einen sogenannten Kleinraumatlas zu sammeln. Dieser «Sprachatlas der deutschen Schweiz», mit dessen Publikation 1962 begonnen wurde, soll in Bälde fertiggestellt sein. Wie man am Sitz der Redaktion in Zürich mitteilt, wird das sachliche Material aber nicht voll integriert. Es wartet auch nach 1995 auf Bearbeiter, die eine Monographie über bäuerliche Transport- und Arbeitsmittel oder über ähnliche Themen schreiben wollen. Voraussetzung dafür ist, nebenbei gesagt, dass sie einige Kenntnisse in Sachen Stenographie mit sich bringen.

2

Damit haben wir genug Bibliographie betrieben und können uns dem eigentlichen Thema zuwenden. Welchen Gebrauch kann ein Historiker, eine Historikerin, von den sprachgeschichtlichen und sprachgeographischen Materialien machen? Ich teile diese Umgangsformen einmal in drei Abschnitte ein. Der erste stellt das einzelne Wort in den Mittelpunkt, der zweite befasst sich vor allem mit geographisch-räumlichen und der letzte mit historisch-chronologischen Aspekten.

3 Vgl. Anm 8.

Am häufigsten erkundigen sich Geschichtsschaffende in einem Idiotikon, im Buch oder im Institut, wenn sie eine Stelle in ihren Dokumenten nicht verstehen. Was heisst «erkiesen», was heisst «la brajada», oder was heisst «le bernei», um drei willkürliche, mehr oder weniger abgegangene Wörter aus verschiedenen Sprachen zu zitieren. Das ist die in Vergangenheit und wohl auch in Zukunft wichtigste Verwendungsart. Problematischer sind diejenigen Quellenausdrücke, die uns unmittelbar vertraut sind und bei denen vorerst nichts darauf hindeutet, dass der historische oder lokale Sprachgebrauch vom unsrigen abweicht.

Ich bin in der Stadt aufgewachsen und verband mit dem Ausdruck «Acker» zunächst einfach die Vorstellung eines Bodenstücks, das mit dem Pflug bearbeitet wird und Getreide oder andere Pflanzen trägt. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich im schweizerdeutschen Wörterbuch und Sprachatlas auf eine ganz andere Bedeutung stiess. «Acker» konnte und kann auch gemähtes Grasland, also «Wiese» meinen, welche mir stets als ein Gegenbegriff vorschwebte. Die Beschäftigung mit den regionalen Bedeutungen und Wortfeldern wird somit zur unerlässlichen Voraussetzung für historische Forschungen über Flursysteme oder über die Verlagerung vom Getreidebau zur Viehzucht – zwei wichtige Themen schweizerischer Wirtschaftsgeschichte[4].

Ein anderes Beispiel stammt gerade aus der Viehzucht und dokumentiert besonders gut den Gegensatz zwischen urbaner und ländlicher Perspektive. Das Wort «Hirt» ist dem Städter des 20. Jahrhunderts geläufig. Man versteht darunter eine Person, welche das Vieh auf die Weiden, die Weide im flachen Land oder die Alpweide, treibt und hütet. Dass der «Hirt» auch derjenige sein kann, welcher das Füttern und Melken *im Stall* besorgt, habe ich wiederum erst aus sprachwissenschaftlichen Studien erfahren. In den Alpen muss diese Variante sehr wesentlich gewesen sein, denn die Zeit der Stallfütterung nahm oft die Hälfte des Jahres in Anspruch. Nach Aufzählung der verschiedenen Bedeutungen von «Hirt» stellt das Schweizerische Idiotikon schliesslich fest, es sei bemerkenswert, dass das Wort in unserer Volkssprache nie den Stand der Viehwirtschaft Treibenden im Ganzen bezeichne, sondern nur einen Teil der Bevölkerung, und zwar meistens einen sozial untergeordneten Teil[5]. Ganz anders wurde der Ausdruck bekanntlich von den Gelehrten der Aufklärung ge-

4 *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache,* Frauenfeld seit 1881, Bd. 1, S. 66f.; *Sprachatlas der deutschen Schweiz,* Bern seit 1962, Bd. 6, S. 88. Ein historisches Beispiel bei Daniel Rogger: «Obwaldner Landwirtschaft im Spätmittelalter» (*Obwaldner Geschichtsblätter* 18). Sarnen 1989.

5 *Schweizerisches Idiotikon,* Bd. 2, S. 1647f.; Christian Lorez: *Bauernarbeit im Rheinwald. Landwirtschaftliche Methoden und Geräte und ihre Terminologie in den ältesten urkundlich belegten Walserkolonien Bündens,* Basel 1986 (2. Aufl.), S. 163.

braucht, welche so ziemlich alle Bergbewohner zu den Hirten zählten und von einem «alpinen Hirtenland» sprachen. Dass es sich dabei um Fremdbilder handelte, geht schon aus der semantischen Differenz klar hervor.

3

Der Historiker verwendet die eingangs erwähnten Sprachwerke bei Schwierigkeiten mit einem Wort, und er sollte sie mit Vorteil zur Verständniserweiterung beiziehen. Wenig üblich ist eine andere, eine geographisch-systematische Verwendungsart.

Illustrieren wir diesen Ansatz vorerst an einem Begriff, der für die ältere Zeit so fundamental ist, dass er auch in den historischen Nachschlagewerken auftaucht, nämlich am Begriff des Bauern. Das zu Recht berühmte «Historische Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland», herausgegeben von Reinhard Koselleck und anderen, widmet dem Bauern einen relativ langen Artikel. Darin erfährt man viel über die Bedeutungsfelder und -verschiebungen des Ausdrucks, so wie er von den oberen Ständen und Literaten verwendet wurde, also «Bauer» im Unterschied zum Adligen oder Stadtbürger, «Bauer» später auch mit Bezug auf seine nationale, staatsbürgerliche Einordnung. Nur sporadisch angesprochen wird dagegen die Perspektive von unten, welche auf die soziale Schichtung der ländlichen Gesellschaft verweist, also der Bauer im Unterschied zum Kleinbauern und Landlosen, für die es im deutschsprachigen Raum eine Vielfalt von Regionalausdrücken gab. Die untere Perspektive muss natürlich in der Alltagsexistenz der kleinen Leute von grosser Tragweite gewesen sein. Um sie einigermassen systematisch in den Blick zu bekommen, sind wir auf die Dialektwörterbücher verwiesen. Das Schweizerische Idiotikon geht z. B. an prominentester Stelle auf diese Bedeutung ein und bietet auch eine historisch-geograpische Verortung. In allen Mittellandkantonen, von Bern über Zürich bis nach Schaffhausen, sei der «Puur» laut Quellen des 17. bis 19. Jahrhunderts eine ehrende Bezeichnung für den Besitzer eines Hofes oder grösseren Bauernguts mit eigenem Gespann, was ihn vom «Halbpuur» und «Tauner» abhebe. Interessanterweise findet sich unter dieser Bedeutung kein einziger Beleg aus dem alpinen Raum. Offenbar – und dies wird im selben Artikel durch andere Hinweise gestützt – war das dörfliche Stratifikationssystem in den Alpenkantonen weniger scharf gegliedert, so dass sich eine derartige Klassifizierung in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nicht richtig einbürgern konnte[6].

6 *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland.* Hg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. Stuttgart 1972, Bd. 1, S. 407ff.; *Schweizerisches Idiotikon,* Bd. 4, S. 1513ff.

Für eine flächenhaft-systematische Fragestellung eignen sich Sprachatlanten freilich besser als Dialektwörterbücher, weil sie selber von einem solchen Konzept ausgehen. Ich habe hier absichtlich ein anderes Beispiel vorangestellt, um anzudeuten, dass die beiden Gattungen nicht streng zu trennen sind. Semasiologische und onomasiologische Gesichtspunkte (so würden es die Sprachwissenschafter ausdrücken[7]) durchkreuzen sich in den Artikeln und Karten relativ häufig oder lassen sich mit entsprechendem Nachschlagen zusammenstellen. Die Fragebogen, welche den sprachgeographischen Exploratoren als Grundlage für ihre Erhebungen dienten, waren von linguistischen wie auch von volkskundlichen Forschungsinteressen geleitet, und sie orientierten sich in erster Linie am Erfahrungshorizont der bäuerlichen Bevölkerung. Damit überschneiden sie sich mit anthropologischen Problemstellungen, welche die Historiker erst seit kurzem in nennenswertem Mass beschäftigen. Ein Blick auf die Titel des italienisch-südschweizerischen Atlas soll uns hier genügen: Der erste Band widmet sich der Familie und dem menschlichen Körper, etwa mit Abschnitten über die Lebensalter, über Liebe, Geburt, Ehe und Tod; im dritten Band finden wir Karten zu Schlaf und Toilette, zu Krankheit und Heilung, zu moralischen Eigenschaften und zum Affekt usw.

Das sind vielversprechende Kategorien. Man darf sich allerdings nicht blenden lassen. Der Geschichtsschreibung kommt der Sprachatlas nämlich in erster Linie zustatten, wenn die materielle Kultur einer ländlichen Gesellschaft thematisiert wird. Er ist dem ehemals prominenten Paradigma der «Wörter und Sachen» verpflichtet, welches sich vor allem im gegenständlichen Bereich bewährt. Die Ergänzungsbände von Paul Scheuermeier, die in Italien erst neulich richtig entdeckt und gewürdigt wurden (sie kamen 1980 zu einer sehr schönen Neuauflage), befassen sich denn auch mit dem «Bauernwerk»[8]. Ich möchte deshalb auf Möglichkeiten hinweisen, wie man die Sprachatlanten unter Umständen für abstraktere Problemstellungen benutzen kann. Zur Illustration sollen Einzelfragen aus dem Komplex der Raum- und Zeitgliederung herausgegriffen werden.

Die Gliederung des Raums bildet einen ganz herkömmlichen Gegenstand der Historiographie, auch wenn sich die entsprechenden Abhandlungen nicht unter diesem Titel deklarieren. Denken wir nur an die Forschungen zur bäuerlichen Welt des flachen Landes mit ihren umzäunten Dörfern, mit ihren verzelgten Fluren, ihren Allmenden und ihren beson-

7 Semasiologie = welche Bedeutungen hat ein Ausdruck? Onomasiologie = welche Bezeichnungen gibt es für einen Sachverhalt/Begriff?

8 Paul Scheuermeier: *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz,* 2 Bde. Erlenbach-Zürich/Bern 1943/1956; Paul Scheuermeier: *Il lavoro dei contadini. Cultura materiale e artigianato rurale in Italia e nella Svizzera italiana e retoromanza.* Hg. von Michele Dean und Giorgio Pedrocco. 2 Bde. Mailand 1980.

deren Rechtskreisen. Im Gebirge scheinen die einheimischen Raumkonzepte schon aus topographischen Gründen vielfältiger und komplexer gewesen zu sein. Natürlich lassen sich etwa die Wirtschaftssysteme in Höhenstufen unterteilen: Talbereich, Maiensässe, Alpen. Wie aber verhält sich dieses einfache Schema zur erlebten und benannten Welt in den verschiedenen Tälern und Siedlungen? Es ist da ganz nützlich nachzulesen, welche Schwierigkeiten die Exploratoren des Schweizerdeutschen Sprachatlas bei ihren Befragungen hatten. Für die Alpstufe fanden sie in der Regel sofort einen feststehenden Ausdruck, die Terminologie der Dorfstufe und des Übergangsbereichs erwies sich hingegen als relativ schwankend und ortsspezifisch. Rudolf Hotzenköcherle schrieb in seinem Einleitungsband sogar, dass die «Wirklichkeit» in diesem Bereich in je lokaler Weise wahrgenommen werde. Mir scheint dies übertrieben. Wenn man die Dinge etwas genauer betrachtet – ich habe das in Graubünden versucht –, stellt man fest, dass die Raumterminologie nicht willkürlich war, sondern oft mit sachlichen Varianten korrespondierte. Wo die Übergangsstufe beispielsweise nicht als «Meiesäss», sondern als «Vorwintrige» bezeichnet wurde, benutzte man sie auch nicht in derselben Art: Die Maiweide trat hier gegenüber der Stallfütterung in den Hintergrund. Solche Varianten können in einer auf Standardisierung angewiesenenen Sprachkarte nur ungenügend berücksichtigt werden, so dass die Ausdrucksweisen bunter erscheinen als sie tatsächlich waren. Ohne die Ergebnisse und Problematisierung der Sprachforscher hätte eine flächendeckende historische Untersuchung freilich weit weniger Anhaltspunkte[9].

Die Zeit, unser zweites Beispiel, gehört zu den ursprünglichsten Themen der Geschichtsschreibung, wird aber erst seit kurzem als Abstraktum, gleichsam von aussen betrachtet. Wie wurde die Zeit erfahren, wie war sie gegliedert, wer bestimmte über die Gliederung und was führte zum Wandel von Zeitkonzepten – das sind Fragen, die heute auf breiter Front gestellt werden. So versteht sich etwa die Stundeneinteilung ebensowenig von selbst wie die Art und Weise, in welcher die Stunden gezählt wurden. Hören wir dazu einen Bericht des Zürcher Pfarrers Hans Rudolf Schinz, welcher im späten 18. Jahrhundert durch die Leventina ins Tessin reiste: «Es wird nur blos in 6 Dorfschaften eine öffentliche Uhr auf dem Glokkenthurm gehalten, namlich zu Airol, Brugnasco, Quinto, Faido, Giornico und Bodio, und nur zu Airol werden nach deutscher Art die Stunden gezehlt – in den überigen Orten berechnet man die Tageszeit nach italie-

9 Rudolf Hotzenköcherle: *Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz,* Bern 1962, Bd. A, S. 31f., Bd. B, S. 57; *Sprachatlas der deutschen Schweiz,* Bd. 6, Vorwort und S. 76ff.; mündliche Mitteilung von Rudolf Trüb; Jon Mathieu: «Maiensässwirtschaft in Graubünden, 15.–19. Jahrhundert», in: *Jahrbuch der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens* 120 (1990).

nischer Weise, es hält sehr schwer hierin eine Abänderung zu treffen, wann man sich an die eine oder andere Art gewöhnt ist, so bleibt man gern dabey, und weil in der ganzen welschen Schweitz die italienische Zeit-Rechnung in Uebung ist, so will ich hier einen Begriff von dem Unterschied der deutschen und welschen Art die Stunden zu zehlen, aus mehrern Schriftstellern, welche dieses klar zu machen suchten, zusammenziehen.»[10]

Die italienische Tageseinteilung, so fährt Schinz weiter, orientiere sich nicht am lokalen Höchststand der Sonne, sondern am Sonnenuntergang. Die erste Stunde beginne also bei Einbruch der Nacht, womit der Mittag im Jahreslauf auf ganz verschiedene Stunden falle. Diese italienische Zeit war in einem gewissen Sinn konkreter als die deutsche, weil die Dunkelheit in einer unbeleuchteten Epoche einen deutlichen Einschnitt bildete, während zur Ermittlung des maximalen Sonnenstands Geräte benötigt wurden. Im 19. Jahrhundert, im Jahrhundert der Eisenbahn und des staatlichen Aufbruchs, konnte man sich aber vielfältige Zeiten und komplizierte Umrechnungen immer weniger leisten. Irgendwann muss das italienische System im Tessin dem Vereinheitlichungsdruck zum Opfer gefallen sein, nur wissen wir nicht wann und wie. Auch die Historiker vor Ort können offenbar keinen Bescheid geben. In dieser Situation ist es wiederum praktisch, auf die Sprachforscher zu hören. Sie erfragten in den 1920er Jahren unter anderem die lokalen Ausdrücke für Zeitbegriffe wie «Mittag», «Nachmittag», «Abend». Nur im Gebiet vom Apennin südwärts stiessen sie gelegentlich auf die Bezeichnung «le ventiquattro» für den Einbruch der Nacht. Aus dem tessinisch-oberitalienischen Raum hatte sich die alte Zeit offenbar zurückgezogen, womit die Schweizer Forschung eine Datierungsmarke erhält. Dabei gilt es natürlich zu berücksichtigen, dass die befragten Gewährsleute meist ziemlich betagt waren[11].

Die beiden genannten Fälle deuten an, dass man die Verwendungsformen kaum auf einen Nenner bringen kann. Geben die Kartenwerke einmal Aufschluss über die Verbreitung gewisser Phänomene, so können sie ein andermal einen chronologischen Hinweis vermitteln. Wichtig sind nicht bloss die präsentierten Materialien, sondern – ich habe es erwähnt – auch die Schwierigkeiten und Probleme bei der Feldforschung. Von Interesse sind etwa die Erfahrungen, welche die Exploratoren mit den Abbildungen machten, welche sie mitunter zuhilfe nahmen, um den Lokalnamen eines Gegenstands zu erhalten, ohne Suggestivfragen stellen zu

10 Hans Rudolf Schinz: *Beyträge zur nähern Kenntniss des Schweizerlandes,* Zürich 1784, S. 188.

11 *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz.* Hg. von Karl Jaberg und Jakob Jud. Zofingen 1928–1940, Bd. 2, Karte 339. Zum Themenkomplex jetzt Jakob Messerli: «L'ora italiana. Misura e percezione del tempo nella Svizzera italiana (sec. XVIII–XIX)», in: *Archivio Storico Ticinese* 29 (1992), S. 227–248.

müssen. Dieses visuelle Verfahren erwies sich bloss bedingt als tauglich. Die bild-ungewohnten Bauern des frühen 20. Jahrhunderts waren nämlich zuweilen nicht in der Lage, einen Gegenstand auf einer Photographie zu erkennen, auch wenn er in ihrem Stall oder in der Scheuer herumstand und sie ihn für die Alltagsverrichtungen brauchten. Im Fernsehzeitalter kann man sich nur schwer vorstellen, was ein Bild für frühere Generationen bedeutete und dass die Wahrnehmung auch in dieser Hinsicht ein gesellschaftlicher Lernprozess ist. Die Ikonisierung der Bevölkerung, ein Parallelvorgang zur Literarisierung, gehört zu den noch weitgehend offenen Problemfeldern[12].

4

Der eben skizzierte geographisch orientierte Ansatz wird häufig die Sprachatlanten zu Rate ziehen und muss sich damit auf einen engeren, recht modernen Zeitraum beschränken. Man kann eine Erhebung der 1920er Jahre zwar als Anhaltspunkt für weiter zurückreichende Forschungen brauchen, zurückprojizieren darf man sie aber nicht. Hier müssen die Quellen zu Wort kommen.

In den schweizerischen Dialektwörterbüchern kommen die Quellen bekanntlich ausgiebig zu Wort. Das Idiotikon entstand ja in der Grimm-Nachfolge und im organisatorischen Rahmen der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft. Man exzerpierte also eine Unzahl mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Dokumente. Diese Exzerpte sind im Vergleich zur üblichen historischen Arbeitsweise stark fokussiert, das heisst auf einen Einzelausdruck oder auf eine bestimmte Wendung bezogen. Gerade dies kann in gewissen Fällen von Nutzen sein. Die Technikgeschichte z. B. ist in der Schweiz auf einem recht betrüblichen Niveau, und sie ist auch mühsam zu betreiben, weil man grosse Textmengen auf kleine Stellen durchsehen muss. Da kommen uns, sofern wir es zur Kenntnis nehmen, die sprachhistorischen Vorarbeiten zugute. Man kann sie gleichsam als Register für unerschlossene Quellen benutzen. Man muss sich dabei bewusst sein, dass die effektiv publizierten Belege bei allen Sprachwerken in der Regel nur eine Auswahl des gesichteten Dokumentationsmaterials wiedergeben. Es kann sich folglich lohnen, selber in den Karteien der betreffenden Institute nachzuschauen, ein Vorgehen, das bei den vielen noch unveröffentlichten Stichworten unumgänglich wird.

Der amerikanische Historiker David W. Sabean hat sich kürzlich in

12 Hotzenköcherle, wie Anm. 9, Bd. A, S. 18 (mit weiterer Literatur); Rolf Wilhelm Brednich, Andreas Hartmann (Hg.): *Populäre Bildmedien.* Vorträge des 2. Symposiums für Ethnologische Bildforschung. Göttingen 1989 (mit weiterer Literatur).

einem Vortrag über das Herzogtum Württemberg der frühen Neuzeit mit dem Phänomen des «flagging text» befasst. Als «markierte Texte» bezeichnet er jene Wendungen, durch welche die Schreiber eine Distanz zum bezeichneten Sachverhalt andeuteten, also Formeln wie «salva venia» oder «cum venia», zu deutsch etwa «mit Verlaub genannt». Sabean hat nun in akribischer Arbeit festgestellt, dass diese sprachlich-rituellen Gesten vom 16. bis 18. Jahrhundert stark zunahmen. Zu Ende des Ancien régime distanzierten sich die württembergischen Protokollverfasser nicht bloss von Blasphemien und anderen Beleidigungen, sondern selbst von den trivialsten Dingen, z. B. wenn sie einen «salva venia Boden» oder einen «mit Verlaub genannten Fuss» zu Papier brachten, offenbar weil der Fuss und der Boden in ihrer Wahrnehmung nun stark mit alltäglichem, negativ besetztem Schmutz assoziiert waren. Dieser Forschungsbeitrag, ein Musterbeispiel von «close reading», wirft ein unerwartetes Schlaglicht auf tiefgründige soziokulturelle Hierarchisierungsprozesse, mit denen die neuen Ausdrucksweisen zweifellos zusammenhingen. Ich erwähne ihn nur, um zu zeigen, wie ökonomisch der Blick in einen Zettelkasten der Sprachforscher sein kann. Wer sich im bündnerromanischen Gebiet betätigt hat, dem kommt bei solchen Beschwörungsformeln sogleich das Wort «salvo honore», «salvonur» in den Sinn, welches in seiner absoluten Form als Substantiv schlicht und einfach das Schwein hiess: «il salvonur». Aber wie alt war diese Distanzierung von bäuerlichen Tieren in einer durch und durch bäuerlichen Gesellschaft? In der Kartothek des Dicziunari Rumantsch Grischun findet man nahezu hundert Zettel für das entsprechende Stichwort, die man mit etwas Übung in einer guten Viertelstunde gesichtet hat. Der älteste Beleg stammt aus dem 17. Jahrhundert, im 18. Jahrhundert nehmen die Belegstellen stark zu, und auf einem Zettel liest man dann noch folgende Beobachtung eines modernen Gewährsmanns: «Bis vor wenigen Jahren», berichtete er aus einem Dorf des beginnenden 20. Jahrhunderts, «wäre es nie vorgekommen, dass ein Bauer in einer Gemeindeversammlung etwas anderes gesagt hätte als die mit Verlaub genannten Ochsen, die mit Verlaub genannten Kühe, die mit Verlaub genannten Schafe usw.»[13] In kürzester Zeit erscheinen also die Umrisse eines Wandels, der viele Parallelen zum württembergischen hat, und der Benutzer wird zugleich auf die besten Quellen hingewiesen, die hier nicht Gerichtsprotokolle, sondern Statuten sind.

Nach diesem Exkurs in den Bereich des Schmutzes und der rituellen Reinigung muss noch gebührend unterstrichen werden, dass die Sprach-

13 «Flagging text». Die Alltäglichkeit der rituellen Gesten in der Frühneuzeit, Gastvortrag von David W. Sabean an der Universität Bern, 12. Juni 1991; Institut des Dicziunari Rumantsch Grischun, Materialien zu «salvonur» (Zitat aus dem Rätoromanischen übersetzt).

forscher nicht nur Quellenmaterial aufgearbeitet, sondern selber sachhistorische Beiträge verfasst haben und weiterhin verfassen. Die meisten Dialektwörterbücher enthalten enzyklopädische Abhandlungen im vollen Sinn des Wortes. Das Idiotikon ist aufgrund seiner Entstehungssituation weniger ergiebig, im Glossaire, im Vocabolario und im Dicziunari können wir uns hingegen über verschiedenste volkskundlich-historische Sachgebiete orientieren. Die Alp-Artikel von Richard Weiss und von Silvio Sganzini sind mittlerweile ebenso zu Klassikern avanciert wie etwa die Pflugmonographien unter dem Stichwort «arader» und «charrue» aus der Feder von Andrea Schorta und Ernest Schüle. Weil sie enzyklopädisch angelegt sind, verweisen solche bis 20 oder gar 40 Spalten langen Beiträge auch auf andere Stichworte im entsprechenden Wörterbuch und auf die weiterführende Literatur[14]. Die historisch interessierten Benutzer tun allerdings gut daran, die Entstehungsweise der Artikel im Auge zu behalten. Es fällt nämlich auf, dass die Dialektwörterbücher kein ausformuliertes Konzept für ihre monographische Arbeit haben. Ob ein Stichwort zur Monographie ausgebaut wird, hängt offenbar ziemlich stark von individuellen Entscheiden ab. Noch individueller und unterschiedlicher ist die Qualität ihrer historischen Texte. Während die einen Artikel auf den jeweiligen Forschungsstand der Geschichtsschreibung eingehen und ihn kreativ und quellenkritisch erweitern, kann man das von anderen nicht behaupten. Dies hängt mit den Interessen und Fähigkeiten der Bearbeiter, aber auch mit der Organisation der Dialektinstitute zusammen. In ihren wissenschaftlichen Kontrollgremien sind meines Wissens keine Fachhistoriker zu finden, so dass es dem Verfasser frei steht, ob er seinen Artikel vor der Publikation gegenlesen lässt oder nicht.

5

Damit kommen wir zum Schluss. Drei historische Verwendungsformen der schweizerischen Sprachwerke standen im Mittelpunkt meiner Ausführungen: die wortbezogene, die räumliche und die chronologische. Ob man die Dinge nun so oder so einteilt, wichtig ist der Umstand, dass die Verwendung auf vielfältige Weise erfolgen kann und dass dieses Potential von historischer Seite ungenügend ausgeschöpft wird. Ich möchte hier keine vorbehaltlose Propaganda für Interdisziplinarität betreiben, aber jede Wissenschaft muss sich andauernd neu orientieren. In der Geschichte war dies in den vergangenen Jahrzehnten in ausgeprägter Weise der Fall. Wir haben uns in alle möglichen Richtungen entwickelt und verschieden-

14 Vgl. Rudolf Trüb: «Sollen die nationalen Wörterbücher auch Sachlexika sein?» In: Lurati/Stricker, wie Anm. 2.

ste Disziplinen zuhilfe genommen. Warum sollten wir an einer vorbeigehen, die in der Schweiz seit langem mit überdurchschnittlichem Eifer und mit überdurchschnittlichen Mitteln betrieben wird? Natürlich wenden sich die Dialektforschungen nicht in erster Linie an die historische Interessenz wie etwa das früher erwähnte «Historische Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland», welches den Obertitel «Geschichtliche Grundbegriffe» trägt. Gerade dadurch entgehen sie jedoch auch einer Gefahr, welche jedem Versuch zur Grundlegung innewohnt, nämlich der Tendenz zur Kanonisierung einer Anzahl Begriffe, um die sich der historische Diskurs in der Folge zu ranken hat. Mit einer solchen Fixierung würden wir – überspitzt gesagt – eine Geschichte der grossen Wörter schreiben, nachdem wir uns eben erst mit der Geschichte der grossen Männer auseinandergesetzt haben.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unterhielten die Dialektologen rege Beziehungen zur Volkskunde. Heute sind ihre Erhebungen zur historischen Quelle geworden, also in unsere Nähe gerückt. Ich halte nicht dafür, dass die Geschichte einfach die Stelle der damaligen Volkskunde übernehmen sollte. Deren rückwärtsgewandte Sicht war ja schon vor fünfzig Jahren ziemlich wirklichkeitsfremd[15]. Die damalige Schweiz war kein Agrarland. Trotzdem standen die Bauern, wie meine Beispiele wohl genügend angedeutet haben, im Zentrum der dialektologisch-volkskundlichen Bemühungen. Vor einer derartigen Verengung, manchmal Verklärung, haben wir uns zu hüten, auch bei der Lektüre der enzyklopädischen Texte. Das schafft aber die Tatsache nicht aus der Welt, dass die bäuerliche Bevölkerung existierte und dass sie vor der Mitte des 19. Jahrhunderts die Mehrheit bildete. Eine moderne Geschichtsschreibung kommt ohne agrarische Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht aus. Es mutet ironisch an, dass sie sich dabei auf einen Zweig der Sprachforschung stützen kann, der innerhalb dieses Fachs als eher unmodern gilt. Die Dialektinstitute führen ja einen Auftrag aus, der vor der neueren Spezialisierung festgelegt wurde. Vielleicht sollte uns auch diese Ungleichzeitigkeit vor einer Überschätzung der Modernität warnen. Als ich kürzlich im Institut des Idiotikon in Zürich vorsprach, bemerkte ich, dass man da mitunter an Stehpulten arbeitet, an ganz ähnlichen Modellen, wie sie neuerdings in Bürokatalogen angepriesen werden. Beim Idiotikon musste man diese gesunden Avantgarde-Möbel nicht kaufen. Man konnte sie einfach aus dem Keller hervorholen.

15 Aus der umfangreichen Diskussion: Arnold Niederer: «Vergleichende Bemerkungen zur ethnologischen und zur volkskundlichen Arbeitsweise», in: *Beiträge zur Ethnologie der Schweiz (Ethnologica Helvetica* 4), Bern 1980; Utz Jeggle et al. (Hg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung,* Hamburg 1986.